

Nicholas Canny/Philip Morgan (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Atlantic World c. 1450 – c. 1850, Oxford University Press, Oxford/New York 2011, XVIII + 671 S., geb., 85,00 £.

Die transatlantischen Beziehungen sind allen Unkenrufen zum Trotz auch im 21. Jahrhundert ein Eckstein der internationalen Politik und Wirtschaft. Selbst wenn in den Vereinigten Staaten in regelmäßigen Abständen eine stärker pazifische Dimension der Außen- und Außenhandelspolitik angemahnt wird und sich die Europäische Union mit den mühsamen Gehversuchen ihrer gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik plagt, so ändern die Wechselfälle der Diplomatie nichts daran, dass die Sicherheitspartner dies- und jenseits des Atlantiks ihre Beziehungen als besondere ansehen. Und gerade die Herausforderung durch die Volksrepublik China scheint der transatlantischen Partnerschaft neue Dynamik zu verleihen. Skeptikern, die diese Verbundenheit lakonisch als Notgemeinschaft apostrophieren, wird entgegengehalten, dass die Nationen der sogenannten Alten und Neuen Welt mehr zusammenschweißt als bloße Realpolitik im Angesicht eines gemeinsamen Rivalen. Demnach sei es die transatlantische Wertegemeinschaft, die über alle Brüche hinweg das einigende Band zwischen Europa und Amerika darstelle. Von diesem ist in dem von Nicholas Canny und Philip Morgan herausgegebenen Handbuch der atlantischen Welt indes nicht die Rede. Die Autorinnen und Autoren dieses umfassenden und mit großer Akribie zusammengetragenen Werks wollten wohl jeglichen Anflug einer Eloge auf die transatlantische „special relationship“ vermeiden, da dieser in einer langen Reihe teleologischer Narrative gestanden hätte, die mit dem Forschungsdesign der atlantischen Geschichte gerade überwunden werden sollen. Sie soll nicht mehr eine „history with a hole in the middle“ (S. 71) sein, sondern das besondere Moment der atlantischen Interaktion für europäische wie amerikanische Gesellschaften gleichermaßen herausarbeiten.

Auch ein neuer Zugriff auf die vier Jahrhunderte nach Beginn der Eroberung des Atlantiks kann nicht umhin, die Sklaverei als Fundamentaldatum der transatlantischen Beziehungen zu markieren. Der Dreieckshandel zwischen Afrika, Amerika und Europa stand und fiel mit der Zwangsmigration afrikanischer Sklaven, die 1525 erstmals, von São Tomé aus, direkt in die Karibik führte. Allein zwischen 1751 und 1800, im Zeitalter der Aufklärung, mussten schätzungsweise vier Millionen Menschen unfreiwillig die Passage über den Atlantik antreten. Wie Nicolas A. M. Rodger in seinem erhellenden Beitrag zur Seefahrt schreibt, folgte auf die Ära der Erkundung das Zeitalter der Ausbeutung, wovon die westafrikanische Küste selbst jedoch bis ins 19. Jahrhundert hinein verschont blieb, obwohl diese Territorien gewissermaßen das Sprungbrett in die ‚Neue Welt‘ bildeten. In diesem Zusammenhang verdeutlicht Rodger auch die Gründe, weshalb weder chinesische noch arabische Seefahrer ähnlich raumgreifende Expeditionen unternahmen. Neben der intellektuellen Neugier, die europäische Gesellschaften umtrieb, waren es vor allem die Wind- und Strömungssysteme des Atlantiks, die das europäische Ausgreifen nach Westen begünstigten. Mit an Bord ging dabei, wie Jean-Frédéric Schaub präzise darlegt, die in den Religionskriegen potenzierte Gewalttätigkeit des frühneuzeitlichen Europa. Auch wenn sich viele Eroberer über die religiös und ethnisch motivierten Beziehungstabus hinwegsetzten, dürfe die Existenz zahlreicher Mestizen nicht zum „prolegomenon of modern multiculturalism“ (S. 124) stilisiert werden.

Hatten zunächst Portugiesen die transatlantische Seefahrt beherrscht, wurde das 16. Jahrhundert dann zum spanischen Säkulum. Mit der Gründung Manilas 1571 entwickelte sich das habsburgische Spanien sogar zu einem Imperium mit weltumspannenden Ansprüchen. Gleichzeitig jedoch, so Stuart B. Schwartz, dämmerte in Südamerika das „age of the hacienda“ (S. 163) herauf, das die Gewichte zwischen europäischer Metropole und transatlantischer Peripherie zugunsten letzterer verschob. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts mussten sich die Spanier obendrein mit den Expansionsschüben Großbritanniens auseinandersetzen, das jedoch ebenso wie die älteren Kolonialmächte auf die private Initiative profitorientierter Seefahrer vertraute, was die Situation der indianischen Bevölkerung nicht einfa-

cher machte. Lediglich das merkantilistische Frankreich Jean Baptiste Colberts legte zentralistische Bestrebungen an den Tag, die aber im Sande verliefen, zumal, etwa in Quebec, die kolonisierungswilligen Franzosen ausblieben, was indes den transatlantischen Handel nicht beeinträchtigte, der im 18. Jahrhundert Städten wie Bordeaux und Nantes zur Blüte verhalf.

Bereits 1972 hat Alfred Crosby luzide die ökologische Dimension der europäischen Expansion herauspräpariert. Während alle Lebewesen Amerikas einer genetischen Invasion beziehungsweise der Gefahr der Ausrottung ausgesetzt waren, profitierten die Gesellschaften Europas vor allem dank der Kartoffel von einer „agricultural, nutritional, and demographic revolution“ (S. 279). Diese kam sehr gelegen, da einerseits die kleine Eiszeit der Landwirtschaft der ‚Alten Welt‘ zusetzte, andererseits das Bevölkerungswachstum nach der Pest und nach dem Dreißigjährigen Krieg einen malthusischen Diskurs befeuerte, der die Angst vor Nahrungsengpässen heraufbeschwor. Die indigene Bevölkerung wurde zugleich durch Epidemien und Kriege in manchen Territorien um bis zu 90% dezimiert. Unterdessen zerbrachen sich europäische Gelehrte, wie Kenneth Mills zeigt, den Kopf darüber, wie sich die ‚entdeckten‘ Ethnien mit der christlichen Schöpfungslehre in Einklang bringen ließen. Alle Bemühungen, die indianische Bevölkerung vor den schlimmsten Konsequenzen der Kolonisierung zu bewahren, scheiterten meist an der Distanz zwischen den Kanzleien Europas, wo es durchaus einsichtige Sachwalter gab, und den neuen Herren vor Ort, die die Verdikte aus Madrid oder Lissabon nach Gutdünken auslegten. In der spanischsprachigen Welt bürgerte sich dafür ein zynisches Bonmot ein: „Obedezco pero no cumpro“ („Ich gehorche, führe aber nicht aus“). Neben der demografischen Katastrophe erlebte die indigene Bevölkerung Susan Scott Parrish zufolge auch eine „epistemological-spiritual crisis“ (S. 475), wenn überkommene Heilmethoden plötzlich keine Wirkung mehr zeigten.

Die atlantischen Revolutionen in den britischen Kolonien, in Frankreich und Haiti läuteten ein Zeitalter des „disimperialism“ ein, das nach den Napoleonischen Kriegen die Besitzungen Spaniens mit voller Wucht erfasste. Zur gleichen Zeit leistete der transatlantische Handel einen – in der einschlägigen Historiografie freilich bis heute lebhaft diskutierten – Beitrag zum Take-off der Industrialisierung, die wiederum dem Imperialismus des 19. Jahrhunderts Schwungkraft verlieh. In diesem Kontext erhält eine ökonomische Kennziffer ihre besondere Note: Robin Law weist in seinem Beitrag darauf hin, dass Afrikas Anteil am Welthandel nie mehr den Wert aus der Zeit der Sklaverei erreicht hat.

Die atlantische Geschichte kann im vorliegenden Handbuch eine beeindruckende Zwischenbilanz präsentieren. Allerdings sollte man dieses Paradigma nicht mit unrealistischen Hoffnungen überfrachten, denn die Tatsache, dass die kolonisierten Ethnien oft keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen haben, macht eine Rekonstruktion ihrer Perspektive auf den transatlantischen Austauschprozess zu einem schwierigen Unterfangen. Vor allem die atlantische Dimension der „intellectual history“ harrt noch ihrer Erforschung und dürfte ein weiteres Handbuch rechtfertigen.

Gerhard Altmann, Korb

Zitierempfehlung:

Gerhard Altmann: Rezension von: Nicholas Canny/Philip Morgan (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Atlantic World c. 1450 – c. 1850*, Oxford University Press, Oxford/New York 2011, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81335>> [15.3.2012].